

(Nachdruck verboten.)

5)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

Der alte Lampe war nie in seinem Leben ein großer Rechenkünstler gewesen, aber das begriff er doch, daß man von fünfzig Gulden und weiter nichts unmöglich leben könne, und er konnte noch etliche Jahre leben, wenn Gott ihn nicht aus Barmherzigkeit bald abrief. Wahrlich, die Erschütterung war nicht erheuchelt, mit welcher der Alte zitternd auf die Schulbank sank, während die Kinder zum Schluß der Feierlichkeit ein geistliches Lied ansangten.

Nun konnte er gehen mit fünfzig Gulden in der Tasche und dem Spruch im Herzen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuer und Euer himmlischer Vater ernährt sie doch!“

Süße Ruhe, nach dreißigjähriger Arbeit auf das Bettelbrot angewiesen zu sein! Abgenutzt durch die mühseligste und undankbarste Arbeit, und keine Pension!

Die wohlhabenden Bauern von Rothenburg ließen den armen Lampe der Reihe nach an ihrem Tisch sich sättigen, schenkten ihm auch dann und wann ein abgelegtes Kleidungsstück, und sein Nachfolger gönnte ihm eine Dachkammer im Schulhause. Dafür versprach ihm der Alte, ihm zum Erben seiner Vienenstöcke einzusetzen, die er angelegt hatte.

War es ein Wunder, wenn der neue Schulnarrach, mit diesem Beispiele vor Augen, zunächst danach trachtete, sich recht tief in der Gunst der Rothenburger einzuschmeicheln und einzunisten? Wie hätte er sich sonderliche Mühe mit den Kindern der ärmeren Bauern und vollends mit den Gemeindefindern geben sollen? Ja Petermanns Regine und der Christian des Schulzen, die würden es sicherlich noch weit bringen, prophezeite er; aber die anderen —! Es war seine feste Ueberzeugung, daß mit Marie nichts anzufangen sei. Wie verwundert starrte ihn nicht das Kind immer mit seinen großen hellbraunen Augen an! Sie begriff auch gar nichts, sie war zu dumm!

Des Lehrers Urteil über das Kind war für die gesamte Schuljugend ein Rechtstitel mehr, die arme Marie zu peinigen. Man darf nicht dumm sein, oder dafür gehalten werden, wenn man ein Gemeindefind ist. Man muß die Zunge und nach Umständen auch die Fäuste zu brauchen wissen, um das unverschuldete Unglück auszugleichen. Marie aber war fast stumm und sie blieb ihr ganzes Leben hindurch ein zartes, schwächliches Wesen, obgleich sie gesund war. „Wäre sie nicht ein Glückskind,“ meinte Frau Wilder, „so wäre sie gar nicht aufgefunden.“ Aber nie wurde wohl ein Glückskind so gehänselt, gepufft und herumgestoßen, wie Marie von ihren weiblichen und männlichen Schulgefährten. Sie war der schlimme Schilling, der Sündenbock für alle und alles. Sie begriff nicht, warum sie es war, warum männiglich sich an ihr zu stoßen und zu reiben hatte, warum sie in der Schule die Schläge bekam, wenn die anderen einen Schabernack gemacht hatten? Stumm und verschüchtert schaute sie darein, und wenn es ihr nicht gelang, sich den Verfolgungen durch die Flucht zu entziehen, so ergab sie sich wie ein Lamm in ihr Geschick. Sie klagte nicht; denn wem hätte sie klagen sollen? Sie weinte nur.

Doch, sie hatte jemand, dem sie klagen konnte! Sie hatte lange darüber nachgedacht, was ein Gemeindefind sei. Es lag ihr schwer im Sinne, aber sie kam nicht hinter das Geheimnis. Endlich brach sie mit der Frage hervor. Die Witwe richtete ihre wasserblauen, glasigen Augen auf das Kind, blieb aber stumm, denn sie hatte nicht verstanden, wonach sie gefragt worden. Sie hatte wieder von dem Glück geträumt, das ihr von Marie kommen sollte, und, in die Wirklichkeit zurückgerufen, bedurfte sie erst einiger Sekunden, um sich zu überzeugen, daß sie in keiner goldenen Stube saß.

Das Kind mußte seine Frage wiederholen, und in den Fischenaugen der Frau schimmerte es verwundert auf, daß Marie nicht wisse, was ein Gemeindefind sei. Sie erklärte es so gut sie vermochte.

„Bist Du denn nicht meine Mutter?“ fragte Marie beklommen, und die Witwe schüttelte den Kopf.

Es blieb lange still zwischen beiden. Marie schaute mit glühenden Wangen und tiefatmend auf die Frau, welche sich bereits wieder auf dem Wege nach ihrer goldenen Stube befand, in der sie sitzen und nichts tun würde, wann das Glück da war.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte Marie plötzlich.

„Tot!“ murmelte die Witwe gleichgültig.

„Tot? Was ist tot?“

Die Frau starrte Marie an, sie wußte nicht, wie sie die Frage beantworten sollte. Ratlos wiegte sie den Kopf hin und her.

„Wenn einer begraben ist auf dem Kirchhof!“ brachte sie endlich hervor.

Marie begann zu weinen. Sie hatte ein Grab gesehen und es schauderte durch ihre Seele die Vorstellung einer fortwährenden Finsternis und der Einsamkeit unter der schweren Erde. Ihr Weinen und Schluchzen zog durch die öde Seele der Witwe und es erfaßte sie etwas wie Rührung, die ihr das glückliche Wort auf die Lippen führte:

„Weine nicht! Wer stirbt, der kommt in den Himmel.“

Die Tränen an den Wimpern der Kleinen stockten; ungewiß fragend blickte sie auf die Frau, welche fortfuhr:

„Du kommst auch hin, wenn Du tot bist!“

So viel hatte die Frau seit Jahren nicht gesprochen, und erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, tauchte ihre Seele wieder in den trüben Dunstmassen einer nimmer sich gestaltenden Traumwelt unter.

Marie hörte auf zu weinen. Es tröstete sie, daß die Mutter nicht in der schwarzen Erde geblieben war. Sie ging vor die Tür und schaute zum Himmel hinauf.

„Mutter! Mutter!“ flüsterte Marie endlich, denn sie war überzeugt, daß die Mutter sie höre, war doch der Himmel so rein und blau.

Diese Ueberzeugung blieb ihr. Es war ein stilles Glück für sie, wenn sie den Himmel anschauen konnte, und sie malte es sich immer wieder aus, wie schön es im Himmel sein müßte, namentlich des Abends, wenn droben die tausend und aber-tausend Lichter angezündet wurden. Sie saß dann gern auf der Hüttenschwelle und ihr Herz redete lautlos mit der Mutter droben. Zuletzt dachte sie, daß ihre Mutter wohl selbst einer von jenen funkelnden Sternen sei. Sie suchte sich den glänzendsten aus und es dünkte sie oft, als lächelte sie die Mutter in seinen Strahlen an.

Das war ein Trost. Und so wurde der Gedanke an die Mutter zum Stern in ihrem trüben Leben, dem sie in stummer Unterredung alles Leid vertraute, der sie erleichterte und stärkte. Sie wäre ohne diesen Stern erlegen. Denn wenn sie sich fragte, wozu der Mensch auf der Welt sei, so mußte sie antworten: um von dem lieben Nächsten geplagt und mißhandelt zu werden. Ihr Dasein schien wenigstens keinen anderen Zweck zu haben, selbst als sie aufhörte, ein Gemeindefind zu sein und für sich selber sorgen mußte. Ihr Lebenspfad ging zwischen Dornenhecken hindurch, und dieselben waren noch lange nicht zu Ende, als sie nach ihrer Aufnahme in die christliche Gemeinde bei Jeremias Petermann in Dienst trat. Körperlich zu schwach für die schwere Magdarbeit auf den Bauernhöfen, durfte es Marie als eine Gunst des Geschickes preisen, ein Unterkommen in dem blauen Engel zu finden, wo sie nur zur Hilfe in der Küche und zur Bedienung der Gäste verwendet wurde. Regine wußte ihr jedoch die verhältnismäßig leichte Arbeit drückend genug zu machen.

Frau Petermann war von der Natur mit einer Gedeihlichkeit des Leibes gesegnet worden, die sie endlich auf dem Rehnstuhle neben dem Ofen festbannte. Sie war ihrer Zeit eine berühmte Köchin in Altenbach gewesen, und sie behauptete, daß sie nur dem Einatmen der Speisedünste diese Verkehrung der ursprünglichen Schlantheit ihrer Glieder in das ungeheuerste Gegenteil verdanke. Jeremias zwinkerte dazu freilich mit den Augen, aber er war ein zu guter Ehemann, und die Gäste zu höflich, um an der Versicherung der armen Seele zu zweifeln, welche des alten Lampe Nachfolger im Amte für den besten Menschen in Rothenburg erklärte. Der Dorfpädagoge vertrieb ihr durch seine Unterhaltung manche träge Stunde des Tages. Derselbe war nun in dem Alter,

Wo sich selbst in der Brust eines Schulmeisters der Ruf vernahmen läßt: jetzt oder nie! Noch konnte er hoffen, daß ein Mädchen über seine Persönlichkeit sein fahles Amt vergessen dürfte, und er warf neben dem Stuhl der Frau Petermann manchen zärtlichen Blick vorbei auf die goldhaarige Regine.

Leider geschah es ohne Erfolg. Denn wenn auch die Tropfen, gleichviel, ob sie vom Himmel oder aus einer alten schadhafte Regentraufe herabfielen, allmählich einen Stein aushöhlen, so schmilzt doch das Herz einer reichen hochmütigen Wirtstochter nicht von dorfschulmeisterlichen Liebesblicken, selbst wenn sie noch so feurig sind. Es ist also nicht wahr, daß die Beharrlichkeit stets zum Ziele führt, und der arme Schulmonarch mochte Trost in der Gemeinshaftlichkeit seines Lebens suchen. Denn es war noch ein Bauernsohn aus Rothenburg da, den Regines Baten oft in den blauen Engel lockten. Aber auch dieser war der hochmütigen Regine lange nicht gut genug, wenn sie sich auch zum Zeitvertreib von beiden den Hof machen ließ.

Infolge der zunehmenden Unbehilflichkeit der Mutter war die Wirtschaft allmählich ganz auf Regine übergegangen, und ihr Regiment war kein sanftes. Die weiblichen Dienstboten wechselten häufig. Auch Mariens Weiben in dem blauen Engel wäre vermutlich kein langes gewesen, wenn sie dem heftigen und herrischen Wesen Regines nicht wie ein Rohr sich gebeugt hätte. Marie hatte es schlimmer noch, als die anderen im Hause. Wußte Regine nicht noch von der Schule her, daß Marie erzdumm sei? Was war daher selbstverständlicher, als daß Marie nimmer einen ihr gewordenen Auftrag richtig begriffen und zur Zufriedenheit ausgeführt hatte? Solche Leute muß man zu allem stoßen, mit ihnen fortwährend zanken, und da sie dumm sind, so muß man sie tüchtig anschreien, wenn sie verstehen sollen. Der Wirt legte zuweilen für die arme Marie ein Wort bei seiner Tochter ein. Er meinte, Marie sei noch jung und sie sei fleißig und ordentlich: sie würde sich gewöhnen. Er rühmte sich eines feinen Auges in bezug auf die Frauen, und so hatte er Marie in den blauen Engel genommen, weil er überzeugt war, daß ihre zarte Gestalt und ihr feines Gesicht mit den großen ruhbraunen Augen und dem reichen braunen Haar seinen städtischen Gästen als Gebe des Felsenkellers gefallen würde. Jeremias Petermann hatte sich darin auch nicht getäuscht; aber um so mehr hielt sich Regine zur Strenge gegen das arme Geschöpf verpflichtet. Ein so dummes, unerfahrenes Ding wie die Marie, konnte in einem Wirtshause gar zu leicht auf schlimme Gedanken gebracht werden und Regine wollte nicht den Vorwurf auf sich laden, den Weg des Verderbens für sie mit falscher Nachsicht geebnet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Sezession 1907.

Die dekorativen Arbeiten. Die Landschaften. Einzelne Künstler. Die Plastik.

Außer Liebermann haben Gogh und Weiß besondere Kollektionen. Neun Bilder von Gogh hängen in dem großen Mittelsaal. Links von der Tür. Bilder, die zuerst wie Stickereien anmuten, so markant, fast materiell ist der Pinselstrich, der sich gleichmäßig wiederholt, sich schlängelnd oder in Vierecken und Tupfen nebeneinander. Die Farbe tritt bei Gogh in ihr Recht. Man betrachte andere Bilder daneben. Welch fabelhaftes Leuchten haben diese fast plastischen Bilder! Wie glüht das Licht! Es ist ein beinahe wahnsinniges Streben darin, Farbe und Licht zu geben. Mit diesen Mitteln kommt Gogh zu einer dekorativen Gestaltung. Die fast flammende Helligkeit übt auf die Augen einen brennenden Einfluß. Das Ausgleichende der Luft, der Wechsel von Hell und Dunkel ist zurückgedrängt. Prall wie in glühender Mittagssonne entfaltet sich die Schönheit der Dinge, die Farbigkeit. Mit lapidarer Kürze ist der Eindruck in dankbarster Prägnanz herunter geschrieben. Prächtig leuchtet die blaue, wie lebendig sich schlängelnde „Iris“ vor dem gelben Hintergrund. Das Sonnenlicht ist fast materiell geworden in dem Licht-auffsteigenden und ausströmenden „Getreidefeld“. Wundervolle Frische hat die Landschaft mit dem breiten Acker im Vordergrund, während hinten ein kleines, rotes Dach aufleuchtet und flimmernde Partien zeichnet; im Gegensatz zu diesem gewaltigen Furioso das intime Bildchen in hellstem Grün „Hausgarten“. Diese Bilder muten fremd an, aber muß man sich an sie gewöhnen.

Nach weiter als Gogh geht Munch, der mit dem Holländer Gogh, der in Frankreich Künstler wurde, stilistisch verwandt ist. Munch ist Norweger. Seine Bilder haben einen mehr flächenhaften Charakter, obwohl sie auch der Farbe aufs sinnfälligste huldigen. Seine Bilder haben Fresko-Charakter und geben stärkste dekorative Eindrücke. Am höchsten steht da die Landschaft „Früher Schnee“, die die Feinheit und Hellig-

keit suggestiv gibt. Im Vordergrund als stärkster Akzent eine rote und eine blaue Kappe von Kindern, die aus dem Wilde herausgehen.

Mit Gogh verwandt ist E. A. Weiß. Dieser junge Karlsruher Maler, der jetzt nach Berlin übergesiedelt ist, kennt die Tendenzen seiner Zeit. Er gibt sich den für gut erachteten Einflüssen hin und verschmilzt auf diese Weise südwestdeutsche Eigenart mit berlinischer Prägung. Es ist für ihn charakteristisch, daß er das Gute, Eigene der rheinischen Malerei und die neue Art der durch die Franzosen beeinflussten norddeutschen Art besitzt. Er verschmilzt beides. Ursprünglich ist ihm das Zeichnerische. Seine Bilder haben feste Konturen, breite Farbenflächen. Damit verbindet er die impressionistische Manier. Er lernt Monet und vor allem hat er van Gogh studiert. Eine interessante Mischung. Einer von den wenigen Künstlern, die auch im Intellektuellen bedeutend sind. Ein straffes Talent, das Disziplin über sich ausübt, das deutsch und international ist, das Einflüsse aufnimmt, ohne sich zu verlieren. Charakteristischerweise strebt Weiß auch zum Dekorativen. Eine Augenfreude ist der „Septemberwind“, der über die hellen, grünen Heden weht. Sehr vornehm wirkt die alte graue Fruchtchale auf schwarzem Grunde.

Zu den dekorativen Arbeiten sind fernerhin zu rechnen: „Hinauswandern“ von Rössler, das wie ein Fresko wirkt, aus den nackten Körpern und der Landschaft durch breite, grüne und graue, matte und doch helle Farben eine geschlossene Einheit schafft. Dahin ist auch Weder zu stellen mit seiner zarten, graugrünen, flächigen Frühlingslandschaft, dem Acker mit den blühenden Bäumen. Arbeiten diese Künstler mehr linear, wie auch Lamm, dessen breitflächige, triebtonige Landschaften an Trübner erinnern, so verjucht der Franzose Puy eine Farbenphonie zusammenzubringen. Sein „Liegender Mann“ (Körper vor rotem Vorhang), sein Bild „Am Ufer des Meeres“ mit dem weiten Ausblick ist dadurch interessant. Die brennenden Farben des in Italien sich aufhaltenden Pettner streben ebenfalls dahin, durch Kontrastierung großer Massen Monumentalität zu gewinnen. Das Lichtproblem reizt auch Vedmann, der aus der Stellung zweier Alte im Raum vor grauem Hintergrund dekorative Größe gewinnt. Die Luft modelliert diese Formen, die darum absichtlich nicht strenge Kontur haben, ja verschoben erscheinen.

Wie ein grotesker Witz wirkt dagegen das dekorative Gemälde von Strachmann „Der letzte Ansturm“. Diese wütenden, aufgeregten, bluttriefenden Gesichter (übrigens haben alle ein und dasselbe Gesicht) ergeben in der Gesamtwirkung etwas Phantastisches. Die genaue Ausführung der Einzelheiten wirkt dagegen doppelt merkwürdig. Diese inkalische Komik fesselt auch an dem großen Wilde von Belusche „Sonntag auf dem Tempelhofer Feld“. Eine vergrößerte, illustrierte Zeichnung, in der viel Arbeit steckt. All die unendlich vielen Figuren sind getreu dargestellt. Die Trockenheit des Ganzen ist beabsichtigt und gibt Lokalkolorit. Wenn man trotzdem schließlich unbefriedigt bleibt, so liegt das daran, daß der Erfolg hinter dem Aufwand der Mittel zurücksteht, und bei längerem Betrachten macht sich zu sehr der Mangel einer malerischen Einheit bemerkbar. Das Ganze fällt auseinander und wirkt aufgebaut.

Man muß wie von ungefähr die Säle durchwandern und dann wenn man hier und da auf die an den Wänden aufgehängten Bilder einen Blick geworfen hat und den vielerlei experimentellen Versuchen im Technischen keine Anerkennung gezollt hat, plötzlich Leistikow'sche Landschaften sich ansehen. Man muß sie lange ansehen, dann spürt man, was man bei vielen vielleicht interessanteren, originelleren Bildern vermisst: die Einheit, das Eigene, das Ganze. Leistikow ist nicht so diffus wie Liebermann, nicht so beladent wie Gogh. Man wird dann öfter vorbeigehen und wie zufällig hinsehen und eine Ruhe, eine Harmonie verspüren, die aus dem Innern strömt, die nicht in dem Gegenständlichen liegt, die durch die Farben bedingt ist.

Leistikow kommt hier von den eigentlich dekorativen Entwürfen zurück; zurück zu der Süße seiner ersten, stillen, feinen Arbeiten. Aber er ist erfahrener geworden. Er hat gelernt. Und so vereint er mit der jüngerhaften Feinheit die Reife. Man merkt, er hat Monet, Pissarro, und wie die französischen Landschaftler heißen mögen, gesehen und studiert. Aber er ist selbst geblieben. Er hat das, was man bei anderen, die technisch fein und raffiniert sind, vermisst. Und selbst die französischen Landschaftler übertrifft er in einem: er gibt seinen Bildern jene schimmernde Einheit, jenes allseitig strahlende Leuchten, das nur Thoma noch auf frühen Landschaften hat. Dies ist deutsch, wenn man will.

Die Feinheit des Malerischen fällt auch bei dem unscheinbaren Bilde „Lauwetter“ von Hagemeyer auf; ein Pastell in Grau und Weiß, von zartester Nuancierung, ohne jeden Effekt.

Dann kommen eine ganze Reihe Landschaftler, denen das Schülertum gar zu sehr an der Stirn geschrieben steht, und die ihr Handwerk frei nach Liebermann, als eine Art Liebhaberkunst ausüben. Die beiden Hübner, von denen Ulrich der feinere ist; Franz, der die grellen Farben liebt; Brodhusen, der von Gogh lernt, in der Farbe orgiastisch schwelgt, dann sich Liebermann zum Vorbild nimmt, dann an Monet sich erinnert; Wondy, der in Paris lebt und mit Vorliebe aus den Caségärten malerische Arrangements macht; Dreher, der gern recht elegant sein möchte. Alle diese Künstler stellen un-

gefähr den Berliner Nachwuchs dar, der wohl Gutes leistet, aber ohne jede Selbständigkeit ist, einen Nachwuchs, um deswillen man der Sezession den Vortritt machen kann, sie lasse sich von dem Neugierigen, der Nachahmung blenden und lasse daher ihre Aufgabe zu klein. Wenn dieser Fehler nicht beseitigt wird, so wird die Sezession hier ihre Sterblichkeit zeigen.

Diese beiden Spezialgebiete, das Dekorative und die Landschaftsbilder die wichtigsten Teile der Ausstellung und geben am ehesten Anlaß zu zusammenfassender Betrachtung. Es sind nun noch einige Künstler zu erwähnen, die um ihrer persönlichen Kunst willen bekannt sind und für sich zu betrachten sind.

Da ist Trübner. Trübner gehört auch zu denen, die einen großen Einfluß ausüben. Man begegnet seiner Handschrift allenthalben — und sieht, daß ein anderer Name darunter steht. Ein Zeichen, daß etwas dahinter stecken muß, eine eigene Art. So hat Liebermann, wie erwähnt, ein „Haus im Park“ gemalt, das Trübnerische Signatur zeigt, für die die Zusammenstellung von Braun und Grün in stumpfen, breiten Strichen bezeichnend ist. Dasselbe bei Leistikows „Pforte im Grünen“, bei Panlols frischen Landschaften mit dem reichlichen Grün. Dann macht man die sonderbare Bemerkung, daß Trübner selbst sich verschlechtert hat. Seine Manier ist zum Schema erstarrt, sowohl im Porträt wie in der Landschaft. Man sieht nichts Persönliches mehr. Der breite, martige Strich ist ihm verloren gegangen; eine unangenehme Glätte funkt auf den Bildern. Diese Reiterbilder aber, mit denen Trübner nun seit Jahren die Ausstellungen beglückt, ärgern schon nachgerade. Diese geleckte Vuntheit, diese hölzerne Pose! Geradezu beleidigend aber ist die abziehbarartig bunte, physiognomielose und im bösesten Sinn akademische „Amazonenschlacht.“ Es bedeutet einen Mangel an Intellekt und Selbstsucht, solche Werke auszustellen.

Korinth erweist diesmal — den Simson mit seinem disziplinenlosen Farhengemantsche muß man ausnehmen. Namentlich das „Urteil des Paris“ hat einen feinen, silbrigen Ton und lockere, leichte Farben. Der Inhalt wird ganz gleichgültig; man sieht eine heitere Farbensymphonie.

Kalckreuths „Sommer“ — ein Landmädchen, eine Schnitterin, die vor einem hohen Aehrenfeld vorbeigeht — ist um seiner ersten, monumentalen Haltung willen bemerkenswert. Die Farben treten zurück; das Bild wirkt wie ein altes Fresko. Es hat eine Stille, die nachhaltige Wirkung verspricht. Die warme, graue Luft über den abendlichen Feldern ist vorzüglich getroffen und schön hebt sich die Gestalt der Schreitenden gegen den Himmel ab.

Die Plastik bietet nichts sonderlich Ueberraschendes, Neues. Im Mittelpunkt steht die kraftvolle Stiergruppe von Tuillon, ein schönes und reifes Werk von gebändigter Macht. Eine Reihe Porträts sind, was Technik und Ähnlichkeit anlangt, gut behandelt (Klinsky, Wirsing, Pöppelmann). Dann eine Reihe Alte; Rodin steht da oben mit seinem kleinen „Idole éternel“, einem Werk von feinsten Durcharbeitung, man sehe die Hände und die Füße an. Cauer und Kolbe sind ebenfalls zu beachten. Zum Dekorativen streben Rinne (mit einem strengen Kopf) und Peterich (mit der in schwarzem Marmor großartig behandelten „Medea“).

Zusammenfassend kann man also sagen: Die Sezession wirkt im Ganzen zäher als sonst, es wirkt das Impulsive. Ein schwächliches Sichgehenlassen wird bemerkbar. Dadurch kommt der Eindruck des Schulerhaften heraus; jeder sucht sich einen Meister, den er nachahmt und tritt mit Präntion und Ueberhebung auf, während das Suchende, eigenschaffende Genie gerade bei aller Rücksichtslosigkeit der Stoffwahl und der Durchführung beiseiden und suchend bleibt. Aber diese Maler machen mehr den Eindruck von Herren der Gesellschaft als von Künstlern.

Dennoch bleibt das bestehen, daß die Sezession den Sammelpunkt der künstlerischen Interessen bildet. Man braucht sie nur wegzudenken und man sieht, was fehlt. Das Hervortreten des Technischen, das manchmal zu raffiniert erscheint, kann in einem Lande, in dem der eigentliche Wert eines Bildes, abgesehen vom Stoffinhalt, so wenig gewürdigt wird, nicht schaden. Es dient der Entwidlung, indem die Kultur des Sehens gepflegt wird. Das Auge wird erzogen und in dieser Hinsicht bietet die Sezession viel Schönes und Lehrreiches.

Kleines feuilleton.

Eine kühne Forschungsreisende. In London ist soeben aus Kanada eine schmächtige, zart aussehende Frau eingetroffen, Mrs. Leonidas Hubbard, eine der zähesten und unerschrockensten Forschungsreisenden der Welt, die unlängst von ihrer großen Studienreise aus Labrador zurückgekehrt ist. Sie hatte bereits jahrelang in dem unwirtlichen Lande, um dessen Erforschung sie sich große Verdienste erworben hat, gelebt; aber erst vor zwei Jahren begab sie die große Reise in das Innere. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, die Arbeit ihres verstorbenen Mannes zu Ende zu führen, der im Jahre 1803 zur Erforschung des unbekanntem Inneren aufgebrochen war und dabei infolge furchtbarer Entbehrungen einen tragischen Tod gefunden hatte. Ihre Ausrüstung bestand aus zwei Zelten, die aus Ballonseide hergestellt waren, aus zwei mit Reinwand überzogenen Kanoes und aus 750 Pfund Vorräten; na-

türlich hatte sie auch in ihrer Kleidung entsprechende Vorkehrungen getroffen und die nötigen Waffen nicht vergessen. So brach sie auf und folgte zunächst den Wegen, die ihr Mann eingeschlagen hatte, wandte sich dann aber zu ganz unbekanntem Gebieten. Drei einheimische Führer und ein junger Eskimo waren ihre Begleiter; mit ihnen legte sie in zwei Monaten gegen 600 englische Meilen zurück und erforschte dabei den Lauf von zwei wenig bekannten Flüssen, dem Nascaupe und dem George. Als erste machte sie von diesen genaue Aufnahmen und legte die gewonnenen Resultate in einem sorgsam ausgearbeiteten Kartenmaterial nieder. Nur einmal, vor 68 Jahren, waren diese Flüsse von einem Weißen, von John McLean von der Hudson Bay-Handelsgesellschaft, befahren worden; aber damals wurden keine Karten aufgenommen. Mrs. Hubbard erzählt manche interessante Episode von ihrer Fahrt: „Am zweiten Tage unserer Fahrt, als wir den Nascaupefluß befuhren, sahen wir am Ufer einen prachtvollen schwarzen Bären. Wir bedurften zwar keines Fleisches, aber die Jagdlust war so groß, daß wir landeten und mit dem dunklen Gefellen einen viertelstündigen Wettkampf unternahmen. Der Bär gewann jedoch das Spiel und entkam. Kurz darauf stiegen wir auf eine Horde Nascaupeindianer; es mochten ihrer etwa fünfzig sein, sie lebten in Wigwams und ein alter Häuptling regierte sie. Sie nahmen uns gastfreundlich auf und boten uns Speise und Trank. Der Nascaupe bietet übrigens ein seltsames und wahrscheinlich einzigartiges Phänomen; zwischen dem Michigamanssee und dem See Meloille ist ein Stromgefälle von 1650 Fuß. Aus weiten Entfernungen sieht man bereits das abfallende Wasser. Der spätere Teil der Reise, die Erforschung des Georgeflusses, bot aber noch größere Natur Schönheiten. Manchmal trafen wir auf Wilder, die dem Niagara sich zur Seite stellen oder ihn gar noch übertreffen. Zuweilen stiegen wir am Ufer auf riesige Granitfelsen von mehr als 700 Fuß Höhe. Streckenweise dehnte sich der St. George zu einer Breite von sieben Meilen aus; ich fand dabei auch einen neuen See, dem ich den Namen „Resolutionsee“ gab. An den Ufern dieses Sees fanden wir wieder ein Indianerlager. Wir trafen nur die Frauen und Kinder; die Männer waren zur Jagd ausgezogen. Diese Indianer gehören zu den primitivsten Vertretern ihrer Rasse. Die meisten geben völlig in Renntierfelle gekleidet; sie nähren sich ausschließlich von Fleisch und Fisch; Brot oder Vegetabilien werden nicht angerührt. Später kreuzten wir gewaltige Renntierherden. Auch Wölfe, Stachelschweine, Bisamratten, wilde Enten, Gänse und Schneehühner wurden gefunden.“ Die Ergebnisse ihrer Forschungsreise wird Frau Hubbard in einem größeren Werke niederlegen.

Medizinisches.

Der Kampf gegen die Bakterien in unserem Körper. In einem Vortrag, den Almoth Wright in London hielt, werden drei Wege des Kampfes gegen die von Bakterien verursachten Krankheiten unterschieden. Der erste, den Wright nicht als allein wirksam betrachtet, bedient sich hygienischer Maßnahmen wie der Herabsetzung einer guten Kanalisation zur Fortschwemmung der Bakterien in natürlichen Wasserläufen, einer leistungsfähigen Ventilation, ferner der Isolierung der bereits Erkrankten und schließlich der Desinfektion. Der zweite Weg besteht in der Schutzimpfung, wie sie am längsten gegen die Pocken bekannt ist und ausgeübt wird. Durch dies Verfahren kann viel geleistet werden, aber es hat auch seine Beschränkungen, denn es liegt auf der Hand, daß die Menschen nicht gegen jede Krankheit geimpft werden können, auch schwerlich damit einverstanden sein würden. Der dritte Weg zielt darauf ab, die Bakterien zu töten, nachdem sie bereits in den Körper eingedrungen sind. Dafür lassen sich viele Vorzüge anführen. Der Kampf wird in dieser Hinsicht wesentlich im Bündnis mit chemischen Kräften geführt, indem gewisse Stoffe in den Körper eingeführt werden, die mit den Bakterien eine chemische Verbindung eingehen und sie dadurch unschädlich machen. Allmählich ist eine große Zahl und Mannigfaltigkeit solcher Stoffe in dem Blutserum entdeckt worden. Einige davon sind unmittelbar bakterientönd oder, wie der Gelehrte sich ausdrückt, bactericid, z. B. das Agglutinin, das Bakteriolytin und das Opsonin. Dazu kommen die weißen Blutkörperchen, die nach den berühmten Untersuchungen von Metchnikoff den Namen Phagozyten (Zellenfresser) erhalten haben, weil sie die Bakterien zu verdauen imstande sind. Aus sich allein ist diese Wirkung der weißen Blutkörperchen jedoch gering, dagegen wird sie ungeheuer gesteigert durch die Gegenwart von Blutserum, das einen Gehalt von Opsonin besitzt. Wenn dieser Stoff, von dem auch wieder noch verschiedene Arten unterschieden werden, im Blut eines Menschen nur in kleinen Mengen vorhanden ist, so ist er für bakterielle Krankheiten anfällig, und die medizinische Behandlung würde sich darauf zu richten haben, die Menge von Opsonin zu steigern. Ein Mittel von großer Tragweite ist ferner durch die Entdeckung der Tatsache gegeben worden, daß das Blut bei der Einführung von Impfstoffen (Vaccin) oder von toten Kulturen von Bakterien selbst Stoffe erzeugt, die sich auf die im Körper vorhandenen Bakterien werfen. Die Ausrottung der durch Bakterien erregten Krankheiten durch Mittel dieser Art wird nach dem Urteil von Wright eine Aufgabe sein, die der Arzt der Zukunft zu leisten haben wird, und schon jetzt muß sich die Aufmerksamkeit aller Kreise und auch die Unterstützung der staatlichen und anderer Behörden auf die Förderung dieser segensreichen Bestrebungen richten.

kg. Djsolbergiftung und das Publikum. Bei den zahlreichen Djsolbergiftungen, über die in letzter Zeit berichtet

wird, ist es von Wichtigkeit, darauf aufmerksam zu machen, was das Publikum in solchen Fällen zu tun hat. Sobald ein Pylorogifteter aufgefunden wird, muß schleunigst für ärztliche Hilfe gesorgt werden, denn der Arzt wird eine möglichst baldige und ausgiebige Magenpflanzung vornehmen. Bis dahin ist, vorausgesetzt, daß der Verunglückte schlafen kann, Fett und Eiweiß in größerer Menge einzuführen. Wasser oder wässrige Flüssigkeiten sind streng zu vermeiden.

Astronomisches.

Sternfamilien. Bei den Untersuchungen über den Bau des Weltalls spielt die Verteilung der Sterne im Raume eine große Rolle. Es ergeben sich wichtige Aufschlüsse, je nachdem man annimmt, daß die Verteilung der Sterne und der Sterne verschiedener Richtelligkeit oder „Größe“, wie die Astronomen zu sagen pflegen, eine regelmäßige oder unregelmäßige im Weltraume ist. Auch geschichtlich haben diese Ueberlegungen eine Rolle gespielt, indem sie zur Aufklärung der Frage der Sternfamilien, der doppelten und mehrfachen Sterne, Beiträge lieferten. 1761 hat sich der berühmte Mathematiker Lambert entschieden gegen die Idee ausgesprochen, daß man physisch zusammengehörnde Sterne überhaupt annehmen könnte, d. h. er bestritt, daß Sternfamilien im Weltraume vorkommen könnten, wie etwa die der Sonne, oder daß auch nur zwei Sterne durch das Band der allgemeinen Massenanziehung verbunden seien, sobald sie umeinander gehende Bewegungen ausführen. Eigentlich wurde seine Meinung schon durch die Existenz des Sonnensystems widerlegt; aber auch sonst verschloß man sich einer besseren Ansicht nicht. Der englische Mathematiker John Michell stellte zur Entscheidung dieser Frage eine Wahrscheinlichkeitsuntersuchung an. Er ging dabei von der Tatsache aus, daß am Himmel 1500 Sterne von dem Glanze der Hauptsterne der Plejadensterngruppe vorhanden seien und berechnete, daß man 500 000 gegen 1 wetten könne, daß die sechs hellsten Plejadensterne nicht durch zufällige Austreuung so nahe beieinander stehen, sondern physisch miteinander in Zusammenhang wären. Bald darauf entdeckte William Herschel, der größte astronomische Entdecker, eine beträchtliche Anzahl von Doppelsternen; ihre Zahl war bis zum Jahre 1804 bereits auf 848 angewachsen. Erst durch die wachsende Fülle seiner Entdeckungen kam Herschel zu der Ansicht, daß diese Sterne tatsächlich physisch zusammengehörten. Diese Sterne standen sämtlich viel näher aneinander als die Plejadenhauptsterne. Natürlich gibt es auch Doppelsterne, die nicht physisch zu einander gehören, sondern nur scheinbar nahe zusammenstehen, weil sie von der Erde aus gesehen, hintereinander stehen und nur zusammen gesehen werden. Diese Art der Doppelsterne heißt aus diesem Grunde „optische“. Wenn man von Doppelsternen schlechthin spricht, so meint man immer die physischen, also solche, die sich zusammen umeinander, besser gesagt, die sich um ihren gemeinsamen Schwerpunkt bewegen.

Während man über die Verteilung der Sterne über der Himmelsfläche viele Untersuchungen angestellt hat, ist das bisher mit den Doppelsternen nicht geschehen. Herr Witten, Astronom der Sidsternwarte, hat daher eine Statistik der Doppelsterne, deren bekannte Zahl bis jetzt über 12 000 beträgt, als erster aufgemacht. Er berücksichtigte dabei aber nur alle diejenigen Sternpaare, deren Hauptstern mindestens 9. Größe ist, weil diese als sämtlich bekannt angenommen werden müssen. Dabei wandten die Herren Husch und Witten ihr Hauptaugenmerk auf die Vervollständigung der Kenntnis von Doppelsternen in der Breite von 30 Grad um den Nordpol herum. Es stellte sich nun die merkwürdige Tatsache heraus, daß in den sternreichen Gegenden, also besonders in der Milchstraße, der Prozentsatz der Doppelsterne fast doppelt so groß ist wie in den sternarmen Gegenden. Dabei ist die Größe der Entfernung der beiden Doppelstern bildenden Sterne voneinander ohne Belang. Man muß also annehmen, daß in diesen sternreichen Gegenden des Himmelsraumes die kosmischen Kräfte in viel intensiverer Tätigkeit begriffen sind, als in den sternleeren.

Humoristisches.

— Russische MärterIn bei Riga.

Hier wurde Ivan der Schulterknochen,
Das Brustbein und drei Rippen gebrochen.
Lob' „Väterchen“ und die Polizei,
Sonst bricht man auch Dir die Knochen entzwei!
Gelobt sei die russische Freiheit!

— **Volksrede.** „Und, meine Herren, genau so wie wir die Abzweigung des Unterrichts von den geistlichen Angelegenheiten fordern, genau so energisch treten wir dafür ein: Die Rechtsprechung muß von der Justiz getrennt werden!“

— Vorsicht. „Männchen, was machst Du denn da?“

„Ich sehe mein Testament auf. Und bei dieser Gelegenheit wollte ich Dich fragen: Hast Du vielleicht noch die Liebesbriefe, die ich Dir früher geschrieben habe?“

„Natürlich.“

„Gib sie mir, ich will sie verbrennen.“

„Bist Du verrückt?“

„Im Gegenteil; ich möchte bloß Vorsorge treffen, daß mein Testament nicht einmal angefochten werden kann.“

„Wer soll es denn anfechten?“

„Ach, irgend ein Verwandter, der auf Grund meiner Liebesbriefe beweist, daß ich wahnsinnig gewesen bin.“

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Eine Linné-Feier veranstaltet der „Verein zur Beförderung des Gartenbaues“ am Donnerstag, den 23. Mai, im Plenarsaal des Reichstagsgebäudes. Sie wird mit einer großen Blumen- und Pflanzenausstellung verbunden sein.

— Verlegerstolz vor Staatsanwältin. Hermann Wahr hat für eine im Erscheinen begriffene Sammlung „Städte und Landschaften“ ein Büchlein über Wien geschrieben. Vor dem Erscheinen des Buches bekam jedoch der Stuttgarter Verleger Angst vor dem — österreichischen Staatsanwalt und schickte ein Exemplar an die Oberstaatsanwaltschaft in Wien mit dem Ersuchen, das Buch zu prüfen und etwa zu bemängelnde Stellen festzustellen, um die von dem Staatsanwalt zu rügenden Stellen auszumergen.

Wahr verwahrt sich energisch gegen diese kriecherische Manier des Verlegers, indem er schreibt: „Ich sehe in dieser mehr lächerlichen als widrigen „Affäre“ noch nicht klar und muß erst zu erfahren trachten, ob die possierliche Todesangst des plötzlich schlottricht umfallenden Verlegers eine spontane oder sie ihm vielleicht, wie man vermuten könnte, auf irgend einen „Bink“ zugeflogen ist. Der Plan wäre so dumm nicht, ein unbequemes Buch, das man nicht verbieten kann, hinten herum zu vertuschen. Er kommt nur zu spät: in unserem neuen Oesterreich der Wahlen vom 14. Mai haben solche Finten ausgepielt.“

Zunächst liegt mir aber nur daran, den schimpflichen Verdacht abzuwehren, als ob die Reberenz des entsetzt einrückenden und Angst schweigenden Verlegers mit meiner Zustimmung oder unter meiner stillschweigenden Billigung geschehen wäre. Wer mich nur ein wenig kennt, weiß, daß ich unfähig bin, mit irgend einem Staatsanwalt über meine Werke zu „verhandeln“. Ich frage nicht, ob sie genehm sind; ich halte mich an das Recht; und dafür ist allein der Richter da.“

— Linné-Gehrungen. Anlässlich des 200-jährigen Geburtstages Linnés werden von der Universität in Upsala und der Akademie der Wissenschaften in Stockholm Linnés Briefe herausgegeben werden. Die Sammlung umfasst an 2000 Briefe, die in 10 Bänden erscheinen werden. Außerdem werden verschiedene Vorlesungen und Schriften Linnés publiziert. — Der Linnésche Botanische Garten in Upsala wurde wieder amähernd in der ursprünglichen Weise hergestellt. Der Garten war unter Linnés der bedeutendste botanische Garten Europas und eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit, in dem auch bereits Gewächshäuser für tropische Pflanzen und Seen für die Sumpfs- und Seensflora eingerichtet waren.

— Eine bisher unbekannte Schrift des Archimedes wurde im Kloster des heiligen Grabes in Konstantinopel aufgefunden. Sie beschäftigt sich mit Mechanik.

— Walter Cranes indische Aquarelle. Lebhaftes Interesse erregen in Londoner Künstlerkreisen die Aquarelle, die Walter Crane als Ergebnis seiner Studien von einer Reise durch Indien und Ceylon im letzten Winter mitgebracht hat und die gegenwärtig in einem Kunstsalon ausgestellt sind. Es sind lebendige und zugleich poetische Impressionen aus diesem Lande der Naturwunder, die mit dem für Farbentwerte geschulten Auge des modernen Malers gesehen sind. Am meisten werden die Studien aus dem Himalaja bewundert, die einen Eindruck von der grandiosen Stimmung dieser gewaltigen, schneebedeckten, im Sonnenlicht erglühenden Bergriesen und ihrer majestätischen Einsamkeit vermitteln. Auch von den wunderbaren Bauten in Indien und von dem farbenreichen Leben hat der Künstler fesselnde Studien heimgebracht.

— Der Todeszug der Pest in Indien. Das soeben veröffentlichte englische Blaubeuch über die Verhältnisse in Indien bringt eine Reihe höchst bemerkenswerter Zahlen über den Stand der Pest. Es scheint, daß alle Versuche, diese fürchterliche Plage Indiens einzufranken, fruchtlos bleiben. Die Zahl der Opfer der Pest im Jahre 1905 ist gegen das Vorjahr in nichts zurückgegangen und nur innerhalb der einzelnen Distrikte lassen sich Verschiebungen in der Sterblichkeitszahl nachweisen. Nach wie vor erreicht die Zahl der Opfer der Pest in Indien in einem Jahre fast die fürchterliche Summe von einer Million! In Bombay ist die Zahl von Opfern von 224 000 auf 71 400 gesunken, auch die mittleren Provinzen und Madras sind von der Plage verhältnismäßig freigebieben. In Punjab verzeichnet man 334 900 Pestopfer gegen 398 000 des Vorjahres. Dagegen hat die Krankheit in Bengalen und in den vereinigten Provinzen einen neuen schrecklichen Aufschwung genommen; die Todesziffern stiegen von 126 000 auf 390 000. Dort ist die Pest seit 1899 in stetem Wachsen. 1900 zählte man 92 800; seitdem ist die Summe von Jahr zu Jahr gewachsen. Angesichts dieser erschreckenden Zahlen richten sich alle Blicke auf den Pestforschungs-Kongress. Die Ärzte und Gesundheitsbeamten haben in den letzten Monaten bedeutsame Experimente über das Verhältnis der Rattenpest zur Menschenpest angestellt und über den Zusammenhang zwischen den Rattenwanderungen und der Ausbreitung der Pest. Ob aber diese Experimente mehr bringen werden als theoretische Aufklärungen, ob es der Wissenschaft endlich gelingen wird, den Krankheitsherd allmählich zu beschränken, dafür sprechen einstweilen leider noch keine überzeugenden Anzeichen.